

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 8. Dezember 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 17.

Du.

Von Frein Marie von Hutten.

Du bist in meinem Alltagsleben
Der große, lichte Feiertag,
In hehrer Harmonie durchlungen
Von tiefem, vollem Glotenslag.

Ein helles Sonntagssonnenleuchten
Durch jede seiner Stunden geht,
Und seine wunderbare Stille
Steigt wortlos auf wie ein Gebet.

Der kleine Fred.

Stizze aus dem Kinderleben von
Ella Stübing-Emmerich.

Der kleine Fred war außer sich vor Freude. Er sollte verreisen mit der richtigen großen Eisenbahn weit, weit hin! Tante Lisbeth hatte allerdings gemeint wie der freundliche Onkel, der zuweilen zu ihnen kam, es ihr sagte, aber die dachte gewiß, er käme nicht wieder. Da wollte er doch gleich einmal hinlaufen in die Küche und es ihr versprechen, daß er ganz, ganz gewiß wiederkäme, daß er nirgends so gern sein möchte, wie bei Tante Lisbeth und Onkel Hans, und daß er sie schrecklich lieb hätte.

„Tante Lisbeth, mein' man nich, ich komme gewiß, ganz gewiß wieder.“
Leidenschaftlich drückte die Frau das Kind an sich, ein feuchter Schein stand in ihren Augen.

„Junge, mein lieber, süßer Junge!“
Und plötzlich neigte sie den Kopf auf das blonde Haupt des Kleinen, ihr ganzer Körper zitterte in halberstidten Weinen.

Mit großen erkaunten Augen sah das Kind zu ihr auf, um den kleinen Mund ging ein leises Beben, von einem neuen Gedanken erfüllt richtete es sich zu ihr auf und streichelte mit seinem Händchen ihr Gesicht.

„Tante Lisbeth, Du weinst wohl, weil Du nich mitkommst, ja? — Ich will den Onkel, wenn er nich holt, fragen, ob Du mit sollst, — nun mein' aber nich, ich — ich habe Dich so schrecklich lieb!“

Seine Arme umklammerten ihren Hals so fest, daß sich sein Gesichtchen von der Anstrengung rötete, — „so lieb.“

„Ja, mein Junge“ — die Frau streichelte zärtlich sein weiches, lichtblondes Haar, dann presste sie ihn plötzlich an sich und küßte ihn wild.

„So, nun geh' und spiele artig, Fred, ich will Deine Sachen für die Reise zurechtlegen!“
Bettelnb hängte sich der Kleine an ihr Kleid. „Ich krieger doch den neuen Anzug an, den Du genäht hast, und meine Soldaten kommen mit und mein Bilderbuch und die Kegel, Du vergiß die Kegel nich.“

„Alles, mein Junge, all' Deine schönen Sachen kommen mit — nun geh' und spiele.“
Drinnen in der hellen, sauberen Kammer, wo dicht neben den beiden großen Betten das Bettchen des Kleinen stand, sank die Frau auf einen Stuhl nieder.

Herrgott, wie war es denn nur möglich, daß sie ihn ihr nehmen wollten, ihr Kind — ja ihr Kind, wenn sie ihn auch nicht geboren, ihr Kind durch tausend Mühen geworden in all den zwei langen Jahren! — Was war das für ein armselig, zartes Pflänzchen, als sie ihn ihr brachten, als seine Mutter dem vor weniger als Jahresfrist gestorbenen Vater in die Welt gefolgt war. Wie hatte sie, die Kinderlose, die nie Aussicht auf ein eigenes Kind hatte, ihren Mann mit Bitten und Thränen bestürmt.

„Ja, liebes Kind,“ hatte ihr Mann darauf gesagt, „ja, für das Kind ist es ein Glück, wenn es in Deine treuen Hände kommt, aber — Du wirst vergessen, daß es nicht Dein eigen ist, daß man es Dir wieder nehmen kann.“ — Fred Reimers Vormund ist ein so eigenthümlicher, jähorniger Mann.

Schließlich hatte sie alle seine Bedenken widerlegt, sie wollte nicht vergessen, daß Fred nicht ihr eigen Fleisch und Blut, „Tante Lisbeth“ nur sollte er sie nennen, wenn sie sich auch noch so brennend sehnte den Mutternamen von frischen Kinderlippen zu hören.

Und nun — nun hatte sie es doch vergessen gehabt, daß der Junge nicht ihr gehörte, eine geringfügige Meinungsverschiedenheit, was die Erziehung des Kleinen betraf, baufchte der Vormund zu einem Grunde auf, ihn ihr zu nehmen.

Einfacher sollte er erjogen werden! Sie waren doch auch nur einfache Leute, ihr Mann ein kleiner Beamter,

aber daß sie das Kind sauber hielt, ihm zuweilen einen Extratoppen gab, wenn sie das Essen der Erwachsenen für seinen jungen Magen zu schwer hielt, daß sie ihm Liebe, viel Liebe gab — das war doch kein Verzetteln, kein Verwöhnen. — — —

Uebermüdet von all den Anstrengungen des Tages und dem Neuen ringsumher hatte sich der kleine Fred in den Schlaf gewiegt.

Gar nicht gefiel es ihm bei dem neuen Onkel, der sah ja kaum nach ihm hin und hatte so ein bleiches, versorgtes Gesicht und die Tante hatte mit rauhen, verarbeiteten Fingern seine Hand gefaßt.

„Karl, Lenchen, Minchen, hier ist de Jung“, nu könnt ihr noch ein bißchen spielen. Gleich gibt et Essen un denn — marsch in' Bett.“

In die große, räumliche Küche, aus deren Winkeln schwarz die Dämmertropfen trock, hatten sich drei rauhköpfige, schwarzäugige Kinder geschoben, die, nachdem der freundliche Waisenspieler, der den Kleinen auf der Reise begleitet hatte, gegangen, ihn mit neugierig prüfenden Blicken betrachteten. Und unter dem fremden Anstarren der Kinder, von denen das kleinste den schmuggigen Zeigefinger in den Mund gesteckt hatte, überkam den kleinen Fred das Gefühl einer trostlosen, angstvollen Verlassenheit.

Aufweinend drängte er die ihn umstehenden Kinder zur Seite und lief auf die offene Hausthür zu.

„Ich will nach Haus — ich will nach Haus — Tante Lisbeth!“

Vom Herde her kam die Frau mit einer dampfenden Schüssel, die sie rasch zur Seite stellte, mit ein paar Schritten holte sie den Kleinen ein und strich mit ihrer rauhen Hand begütigend über sein blondes Haar.

„Nu komm man her und ich erst wat un denn geht et schlafen un morgen bring ich Dir nach Hause — komm.“

Langsam hatte der Kleine mit ihr lehr gemacht, die Thränen standen noch auf seinen rötigen, runden Wädden. — Morgen ging es heim, morgen! Da konnte er ja heute noch bleiben, er sollte schön artig sein, hatte er Tante Lisbeth versprochen.

Und tapfer sah er mit am Tisch und biß in sein derbes Schmalzbrod. Morgen, morgen ging es ja heim!

Als der trübe Herbstmorgen dämmerte, war der kleine Fred schon wach, ausgerichtet sah er im Bett neben dem schlafenden, schwarzköpfigen Jungen und mühte sich seine Strümpfe anzuziehen, als die Frau mit mürrischem Gesicht in die Kammer kam, die beiden Schulpflichtigen zu wecken.

„Wat willst Du denn nu schon wieder, erst kommen die Großen, die nach der Schule müssen un denn kommen die Kleinen an de Reihe, man wieder mit Dich in' Bett.“

Zögernd gehorchte der kleine Fred, immer noch sein Strümpfchen in den Händen.

„Seute geht es doch heim — der Zug wartet nich, hat Tante Lisbeth gesagt, — ich muß doch fertig werden.“

Die Frau lachte kurz auf. „Hab' Dich man nich so, Du hast noch Zeit, lange Zeit.“
Endlich waren die beiden Großen fertig und zur Schule. Der kleine Fred zitterte voll Ungebuld dem Anzuge entgegen. Wenn der Onkel vielleicht schon kam, der ihn wiederholte, und er wäre noch nicht fertig, dann reiste er wohl gar ohne ihn fort, und er mußte hier bleiben.

Rathlos sah er sich um, da kam die Frau wieder in's Zimmer.

„No, biste schon hoch, komm man her, ich zieh' Dich Deinen Anzug an. — Den nich, ja warum denn nich? — Komm man her, in diesem konnte auch nach Hause fahren, — so — nu biste fertig, — so.“

Und dann sah der kleine Fred wieder in der düsteren Küche am ungedeckten Tisch mit dem kleinen Minchen und trank seinen dünnen Kaffee mit dem biden Schwarzbrod dazu. Es wollte ihm garnicht munden.

„Magst noch wat?“

Fred schüttelte den Kopf.

„Denn komm man her auf die Straße, nich Mutter?“

Die Frau nickte vom Herde her zu ihnen hin. „Ja, geht man spielen.“

Draußen vor dem kleinen Häuschen blieb Fred stehen und sah die Straße herunter, daher mußte der Onkel kommen, hier konnte er ihn ja gleich sehen. — Das kleine Minchen zupfte ihn am Ärmel und sah ihn mit ihren Wildbeerenaugen in's Gesicht.

„Du bist!“ — „Krieg mich doch!“
Aufkreischend lief sie eine Strecke fort,

dann als sie merkte, daß Fred ungewichtig stehen blieb, kam sie wieder.

„Warum kriegst mich nich, kannst nich schnell laufen?“

Der kleine Fred schüttelte den Kopf.

„Ich will nicht spielen, ich will heim!“
Und er stand und wartete, wartete voll zitternder, fiebernden Ungebuld, dann und wann lief er wohl einmal in die Küche und fragte die Frau, wann denn der Onkel käme.

Ein paarmal gab sie tröstend Bescheid, dann aber, als er immer dränger fragte, sah sie gar nicht von ihrer Arbeit auf, sondern sagte nur ärgerlich:

„Ach laß mich in Ruhe mit dei dumme Frage.“

Da schob sich der kleine Karl wieder aus der Küche heraus, leise vor sich hinweg, eingeschüchtert stand er wieder auf seinem Wartepfad.

Mittagszeit war längst vorüber, der trübe, feuchte Tag neigte sich dem Ende zu, von den Wiesen stiegen schwere, weiße Nebel auf, glittten die Straße entlang und hängten sich in des Kleinen Kleider, der noch immer fröstelnd in zitternder, qualvoller Angst wartete.

Karl kam eben mit seinem Pack Bücher aus der Nachmittagschule heim, im Vorbeigehen fuhr er mit einer berben Bewegung über den lichtblonden Kopf.

„Na, wat stehst denn hier un aufst, gleich woll'n wer Soldaten spielen, wat?“

Fred sah ihn gedankenlos an, all sein Sinnen hatte sich auf den einen Punkt vereinigt, — der Onkel mußte kommen und dann — heim, heim, heim! — Er schüttelte den Kopf. „Ich muß heim!“

Da lachte der Junge laut auf.

„Heim? — Ach wat, Du bleibst jetzt bei uns, immer! Heim, nich!“ er gab ihm einen berben Puff und lief lagend in's Haus.

Erstarrt sah Fred ihm nach. — Hier bleiben sollte er, hier in dem düsteren, schwarzen Haus, bei der ersten, wortlosen Frau? Nicht wieder zu Tante Lisbeth, die ihm mit weicher Hand die Wangen streichelte, ihn küßte und so süß sagte: „Mein lieber, kleiner Junge, mein Junge!“

Sie sollten ihn nicht halten, er mußte heim, heim! Tante Lisbeth sollte ihn wieder küssen und liebhaben, er sehnte sich ja so nach ihrem weichen, mütterlichen Kosenwort.

Blasses Sonnenlicht glitt losend über die buntesten Äpfeln, in denen der kleine Fred mit fieberheißen Wädden ruhte. Ueber eine Woche lag er schon so, seit dem Abend, wo man ihn wieder in's Haus gebracht, zu Tode erschöpft, mit nebelhaften Kleibern. Und in seinen Fieberträumen durchlebte er noch einmal all die Schrednisse des Siechens, in der steigenden Dämmerung, all die Angst vor dem nahenden Dunkel, die zu einer wahnfinnigen, alle anderen Gedanken überwindenden Furcht anwuchs, — rief immer, immer wieder nach Tante Lisbeth und weinte, weinte, weil er nicht heim sollte, nicht heim finden konnte.

Tagelang hatte der Arzt die Qual des Kindes mit angesehen, sah, daß die Noth der kleinen Seele den Körper die starke Erhaltung nicht überwinden ließ, dann hat er die Frau über nähere Angaben über das Kind und erfuhr das Heimweh, leidenschaftliches Heimweh, das Fieber, das die Kräfte des Kleinen zu verzehren drohte, immer wieder anfaßte, und da hatte er auch seine Pflicht als Arzt getan.

Behufsam wurde die Thür geöffnet, der kleine Fred wandte unruhig den Kopf; da klang eine Stimme an sein Ohr, die Stimme, nach deren Klang er sich so heiß gesehnt: „Junge — Junge — Du mein kleiner lieber Junge!“

Und dann lag er in Tante Lisbeth's Armen und streichelte mit seinen heißen Händchen ihr Gesicht. Die Frau aber küßte ihn, küßte ihn wieder voll verhaltenen, zitternder Zärtlichkeit.

„Junge — Du mein armer, lieber Junge, fast zu Tode haben sie uns gequält, aber nun gehörst Du mir, nun können sie Dich mir nicht wieder nehmen. — Nun wollen wir bald wieder heim.“

Zum Beweise.

Richter: „Sie wollen sich wegen der mangelhaften Kochfertigkeit Ihrer Frau scheiden lassen? Das ist doch kein Grund!“

Ghemann: „Herr Amtsrichter, darf ich Sie einmal zum Mittagessen einladen?“

Grünberger Elfer.

Die Veröffentlichung dieser Zeilen darf erst erfolgen, wenn ich Grünberg verlassen habe. Es liegt mir wahrhaftig ganz fern, gegen das schlesische Nübbelheim und sein Gewächs etwas zu sagen. Aber die Grünberger sind so sehr kühn in allem, was das Erzeugnis ihrer Hügel angeht. Sie verlangen unbedingt Begeisterung. Der Kritiker, der über ein Theaterstück schreibt, hat es leicht. Er bekommt es mit dem Dichter und allenfalls mit dem Direktor zu tun. Der Rezensent für Grünberg sieht sich der Kreisstadt und 51 Weindörfern gegenüber. Mit Grünberg ist schlecht Kirchen zu essen. Das ist das Charakteristische der Eingeborenen daß sie die reine Wahrheit suchen, die bekanntlich in jedem Wein schlummert. Sie begnügen sich nicht mit der stillschweigenden Zustimmung, sondern verlangen eine klipp und klare Zeugenaussage. Der Fremdling muß Farbe bekennen.

Als sie nun dabergewippt kam mit dem federnden Gang der Nachstele, das blonde Grünberger Gretchen, stellte sie zunächst das Tablett auf den Tisch. Dann mußte sie sich von oben bis unten, fragte, woher der Fackel, und schenkte ein. Während ich trank, hielt sie fest das blaue Auge auf mich gerichtet. Das Fragezeichen dieses langen Blicks fand bei mir kein Verständnis. Ich kann die Aussage verweigern, wenn ich mich an den Galgen lehne. Aber sie ließ nicht loder. Als ich unbedürftig blieb, stemmte sie die Arme in die Seiten und begann schnippisch:

„Der Grünberger färbt die Nasen so grün wie die Rosen. Wer ihn trinkt, den durchschauert es, wer ihn trank, der bedauert es! ... Das wollen Sie wohl sagen. Sie schlechter Mensch?“ Ich sagte gar nichts, da fuhr sie fort, das hohe Lied der Grünberger zu singen: „Er ist gräßlich und greulich, über die Mahen abscheulich!“

So viel steht fest, dem Dichter, der diese Reime geschmeidet hat, wird man in Grünberg nie Denmal sehen. Auch bei Zusage freier Geleits sollte der große Mostellerer Johannes Trojan nicht nach Grünberg reisen, sondern lieber am sicheren Strande Barnumindes verbleiben. Denn der Einzelne liebt seine Berge sowie das mit Schmerzen erzeugene Gewächs. Er hat nicht Humor genug, über die lustigen Reime zu lachen. Von Jugend auf ist der Sohn Grünbergs auf den Berchungsparagrafen angewiesen. Wenn er sich irgendwo im Deutschen Reich als Grünberger vorstellt, gleich wird er wegen der Grünberger Schattenseite gehänselt. Und immer wieder muß er den Nachweis erbringen, daß der Wein besser ist als sein Ruf.

Grünberg hat Anno 1900 das 750-jährige Jubiläum des Weinbaus gefeiert. Der lehmige, mit Sand bedeckte Boden erwies sich für die Rebe so günstig, daß die Franzosen und Franken um 1150 einwanderten und die Kultur des Weinbaus begannen. Die Best, die die Gegend entvölkerte, der Dreißigjährige Krieg, die vielen Fehden zwischen dem Herzog Heinrich I. von Glogau und seinem bösen Nachbarn, Nord, Brand und Verwüstung — der Grünberger ließ sich nicht unterkriegen. Der Alte Fritz wandte ihm, nachdem er seine Hand auf Schlesien gelegt hatte, seine Landesväterlichkeit zu. Er siedelte einen Württemberger Winger, Johann Kauf, mit Weib und Kind als Weinlehrer an. Es hat diesem Mann gar nicht in Grünberg gefallen. „Fühfälligen Herzens“, so bittet er wörtlich nach einigen Jahren die Glogauer Regierung um Lösung des Kontraks. Aber der Grünberger gedieh auch ohne Weinlehrer. Die Brauer wurden so eiferfüchtig auf ihn, daß die Brautommene ein Delikt gegen die weitere Entwicklung des Weinbaus erwirkte. Widerrechtlich angelegte Weinberge sollten fogleich demolirt werden! Dem Grünberger Wein schlug auch das vortrefflich an, wie überhaupt alle Maßregeln zu seiner Bekämpfung den gegenseitigen Erfolg hatten. Es steckt eine unverwundliche Lebenskraft in ihm.

Wenn auch Zeiten der schweren Noth kamen, immer war er wieder ebenauf. Außerordentliche Fortschritte in der Traubenkultur wurden in den letzten Jahrzehnten erzielt. In dieser Beziehung steht der Kreis den besten Weinregenden nicht nach. Ja, er gilt als Muster für die entschlossene und schnelle Verwertung aller technischen Neubeiten! Zumal der Grünberger Schaumwein erobert sich immer weitere Abgabegiete. Eine hervorragende Zettellerei wies mir in ihren Büchern bekannte Aristokraten als regelmäßige Abnehmer. Manches Offizierkorps,

dem früher nur französischer Sekt kühnbar erschien, bezieht jetzt Grünberger Schaumwein. Er reist nicht etwa intognito, sondern sein Etikett zeigt frei und frank die schlesische Herkunft. Auch der Grünberger Kognat breitet seinen Geschäftskreis immer weiter aus; verschobene Marken haben einen Ruf auf dem Weltmarkt. Augenblicklich existieren dreißig Weinfarmen in der Kreisstadt. Das wäre ja gar nicht möglich, wenn der Grünberger wirklich ein so schlechtes Erzeugnis wäre, wie er verschrien ist. Er hat eben mit dem leibigen Vorurtheil zu kämpfen, das von alters her gegen ihn besteht. Die Fachleute sagen: er ist nicht nur besser als sein Ruf, sondern überhaupt gut. Sorgfältig geteltet, ist er in guten Jahrgängen den Edelgewächsen beizuzählen.

Auf den diesjährigen Wein, den Elfer, werden große Hoffnungen gesetzt. Wie überall in den Weinlanden, war auch hier die Ernte vortrefflich. Der Umfang war nicht sehr erheblich, aber die Qualität ist vorzüglich. Wie mit der Herr Weinbaulehrer erklärte, ist die Traube so süß gerathen, daß die beträchtliche Säure, die dem Grünberger widerrechtlich gegenüber anderen Weinen zugeschrieben wird, nicht existiert. Ja, es ist eher Aussicht, daß der Wein zu „latschig“ wird, da das Kaffige ausreicht. Hierbei wurde verifiziert, daß die chemischen Untersuchungen den Säuregehalt des Grünberger Weins nach langen durchschnittlichen Beobachtungen nicht höher erscheinen lassen, als den des Moselweins. Kräger gibt es überall. Auch am Rhein wird hier und da ein Trank kredenz, dessen Ausbieter sich der fahrlässigen Körperverletzung schuldig machen. ... Der Weinbaulehrer ist nicht nur ein Berater der Winger in allen technischen Fragen geworden, er ist auch der Staatskontrolleur, der die Weine zudiert, ob sie nicht etwa verbotene Substanzen enthalten, die gegen das Weingesetz verstoßen. Der gesamte Weinbau des Produkts wird auf Grund der Geschäftsbücher und der Kostproben gewissenhaft nachgeprüft. Ist eine Beanstandung notwendig, so wird der Wein zur Untersuchung in das Laboratorium eingeliefert.

Alle staatliche Fürsorge konnte jedoch nicht verhindern, daß sich der Weinbau verminderte. Mannigfache Gründe werden geltend gemacht: die Ausdehnung der Stadt, die das Land zu ihrer Erweiterung gebraucht, der Uebergang der Weingärten an wenig leistungsfähige Besitzer. Auch die Schädlinge, die sich immer mehr breit machen, die Blattfallkrankheit, der rote Brenner, der Heu- und Sauerrwurm haben manchem Winger das Handwerk verleidet. Die Reblaus hat sich erfreulich Weise bisher nicht in die Gemartung gewagt. Es verlautet, der Grünberger sei ihr noch immer zu sauer.

Höhlenmenschen in der Schweiz.

Die bisher bekannten Stätten des sogenannten Höhlenmenschen in der Schweiz sind nicht allzu zahlreich. Immerhin sind sie in den letzten Tagen um eine solche in der Nähe der als Naturwunder bekannt gewordenen Neatushöhlen am Thunersee bei Interlaken vermehrt worden. Ihr Entdecker ist der gründliche Kenner des Berner Oberlandes, gleichzeitig sein Geschichtschreiber, H. Hartmann, Direktor des oberländischen Verkehrsvereins.

Die betretende Höhle, die trotz eine Entfernung von nur 1000 Fuß von den Neatushöhlen mit ihren 30,000 jährlichen Besuchern in weltabgeschiedener Verborgenheit liegt und auf der einzigen zugänglichen Seite noch durch einen Hag von wilden Rosen geperrt war, war dem Genannten seit einigen Jahren bekannt. Eine oberflächliche Untersuchung hatte aber früher nichts Besonderes ergeben. Kürzlich machte sich nun Hartmann mit zuverlässigen Arbeitern und mit den nöthigen Werkzeugen wohl versehen an die Arbeit. Um den hundertjährigen Schlaf an dieser Stätte zu brechen, galt es, zuerst den Dornrosenhag zu durchdringen. Art und Scheere kletterten aber bald die Bahn und öffneten eine Pforte zu der in tiefer Vergessenheit versunkenen, uralten Kulturstätte. Die namenlose Höhle — nennen sie nach dem himmelhohen Felsen, in welchem sie sich öffnet, Balmfluh-Grotte — liegt etwa 800 Fuß über dem Thunersee und schaut mit einem großen Fenster voll auf diesen, mit einem seitlichen mehr gegen die Ebene des etwa 4 Meilen entfernten Interlaken. Sie ist 25 Fuß hoch und 20 Fuß tief. Die ursprüngliche Höhe der Grotte mag ebendam vom Felsboden zum Felsenbock etwa 12 bis 16 Fuß betragen haben. In einer der drei

großen Eiszeiten ist jedoch auf diesem Boden, eine starke Glacialschicht von Gletschergeröll abgelagert worden. Ueber diesem nun liegt die eigentliche (s. Kulturschicht), bestehend aus stark kalkhaltiger Erde untermischt mit Verwitterungsprodukten des umgebenden Felsens. Sie ist jedoch gegen den hinteren Grottenheil zu noch durch eine starke Dunglage unterbrochen, die zeigt, daß der einstige Höhlenbewohner Thiere zum Mitbewohner hatte. Es waren Wiederkäuer, also Nutztiere besser Art u. die Vermuthung liegt nahe, daß es Rennthiere gewesen seien, die ja dem Menschen des Schweizerlandes bekanntlich hervorragend als solche gedient haben.

Daß man es bei dieser Grotte nicht mit einem Schlupfwinkel für Raubthiere zu thun hat, bewiesen sofort die ersten Ausgrabungen. Es kam nämlich mit dem Schutt bald auch Kohle zum Vorschein. Selbst Holzreste mit verkohlten Enden gab es reichlich. Dant der auffallenden Trockenheit dieser Höhle, die von den außerordentlich starken Gwitterungen der den Grabungen vorausgehenden Tage nicht im mindesten beeinflusst worden war, ist überhaupt die Erhaltung aller Fundgegenstände ganz ungewöhnlich gut. Die Holzreste legten auch auf den ersten Blick dar, daß die Bewohner der Höhle bereits mit Werkzeugen umzugehen wußten. Sie zeigten nämlich noch deutlich die Arthiebe. Weitere Beweise für diese erste Kulturstufe gaben aber besonders die gefundenen Knochen. Eine Anzahl von Schenkelknochen tragen auffallende Zeichen der Behandlung. Sie haben augenscheinlich als Griffe oder Hebel von Werkzeugen gedient. Ein großer schön bearbeiteter Granitflegel mag gebraucht worden sein, um die Pfähle in den Boden einzurammen, deren Enden der Schutte entzogen werden konnten. Der eine war aus einem außerordentlich starken Hufeisenstamm gezimmert, ein in der Nähe liegender Pflock aus Eichenholz. Die meisten Knochen zeigen freilich eine näherliegende Verwendung. Sie dienten Nadeln, Werkzeugen. Viele der größeren Knochen sind mit Instrumenten aufgespalten worden, wohl um dem Essen das Hart leichtere zu erbringen. Daß an der Tafel dieser Urmenschen aber nicht nur Fleisch verkehrt wurde, dafür gab es ein anderes Zeugnis, nämlich Wallnuss- und Hufeisenstämme. An einigen Knochen waren noch die Zahnspuren erkennbar. Sie hatten wohl dem getreuen Begleiter des Menschen, dem Hund, als Nahrung gedient.

Die Balmfluhgrotte war eine natürliche Felsung, da ihre Felsen auf allen Seiten steil abfallen. Sie kann nur auf einer Seite durch Auffüllung von Steinen zugänglich gemacht worden sein und diese eine Seite war verhältnismäßig leicht zu vertheidigen. Immerhin hatten sich die Urbewohner auch sonst gegen Einfälle vorgesehen. Der vordere Höhlenrand ist nämlich durch einen Steinwall bedeutend erhöht. Auf diesem Wall konnte leicht ein hölzernes Gatterwerk aufgesetzt werden. Immerhin scheinen manche Zeichen darauf hinzudeuten, daß die viel verborgene Balmfluhgrotte von den Bewohnern der Neatushöhlen nur als Zufluchtsort in Zeiten der Kriegs- und Wassernoth benutzt worden ist.

Abgeklärt.
Schriftsteller: „Fräulein, darf ich Ihnen meinen Namen für immer anbieten?“
Dame: „Ja, haben Sie denn schon einen?“

Vom Kafertenhof.
Untersoffizier: „Sie, Einjähriger, was sind Sie?“
„Doktor der Philosophie.“
„Ach, reden Sie doch nicht solch dummes Zeug! Nicht rasirt sind Sie!“

Unmöglich.
„Heute träumte mir von Deiner verflorzten Frau.“
„So? Was sagte sie?“
„Kein Wort.“
„Dann kann es unmöglich meine Frau gewesen sein.“

Unverfroren.
Weinreisender (der eben vom Hausherrn herausgeschmissen wurde): „Propos, Sie können auch Cigarren bei mir kaufen — aber das eilt ja nicht, ich komme morgen wieder!“

Reber hat etwas.
„Ich höre, daß Sie und Emma nun verheiratet und glücklich sind?“
„Ja, das stimmt schon, sie ist glücklich, und ich bin verheiratet.“